

„Wie heißt es?“

Die Beziehung von Kindern zu Tieren

Die Nähe, die ein Kind zu einem Tier aufbaut, ist emotional und bietet Spielraum für „wertfreie“ Kommunikation. Der pädagogische Effekt ist dabei nicht zu unterschätzen.

Viele Kinder wünschen sich sehnlichst ein Tier. Auch andere Wünsche – nach Beziehung, Vertrautheit, Verstandenwerden, Wärme und Körperlichkeit – können mit diesem Wunsch verbunden sein. Kinder kennen Tiere aber auch aus Märchen, Tiergeschichten oder Comics. Die Medien spielen bei der Tierbeziehung eine wichtige Rolle und tragen oft zu illusionären Hoffnungen bei. Demographische Untersuchungen zeigen, dass in Haushalten mit Kindern besonders häufig Tiere gehalten werden. Kinder können leicht eine Beziehung zu Tieren herstellen und auch Tiere sind zu Kindern eher zutraulich. Bisweilen wird sogar von einer „Verwandtschaft“ von Tier und Kind gesprochen. Der Wunsch gilt Tieren, zu denen man eine Beziehung herstellen, die man streicheln kann, die dem Bedürfnis nach Hautkontakt und Zärtlichkeit entgegenkommen. Das sind Katzen, Hunde, Meeresschweinchen eher als z.B. Fische oder Schildkröten. Letztere kann man zwar auch beobachten und versorgen, aber eben keine „richtige“ Beziehung zu ihnen entwickeln. Dabei spielt auch eine Rolle, dass Säugtiere die Kontaktangebote von Kindern beantworten, weil sie gesellig sind und mimisches Ausdrucksvermögen haben.

Der Kontakt zu Tieren darf kein Ersatz für fehlende menschliche Beziehung werden.

Kinder können zu Tieren oft Beziehungen wie zu Menschen knüpfen. Im positiven Fall, nämlich wenn die Liebe zum Tier nicht menschliche Nähe und Beziehung ersetzen muss, ist dies eine Bereicherung. Die Einschränkung ist allerdings wichtig: Kinder können die positiven Chancen im Kontakt mit Tieren nur nutzen, wenn Tiere keinen Ersatz für die eigentlich fehlende Beziehung zu Menschen darstellen. Wenn Tiere zum Ersatz für soziale Beziehungen werden, sind Kin-

der im Sinne des Wortes „auf den Hund gekommen“. Die besondere Nähe zu Tieren wäre so eher als ein Symptom der Vereinsamung zu interpretieren.

Die positiven Effekte

Jedoch überwiegen die positiven Effekte eindeutig. Einige ausgewählte empirische Befunde:

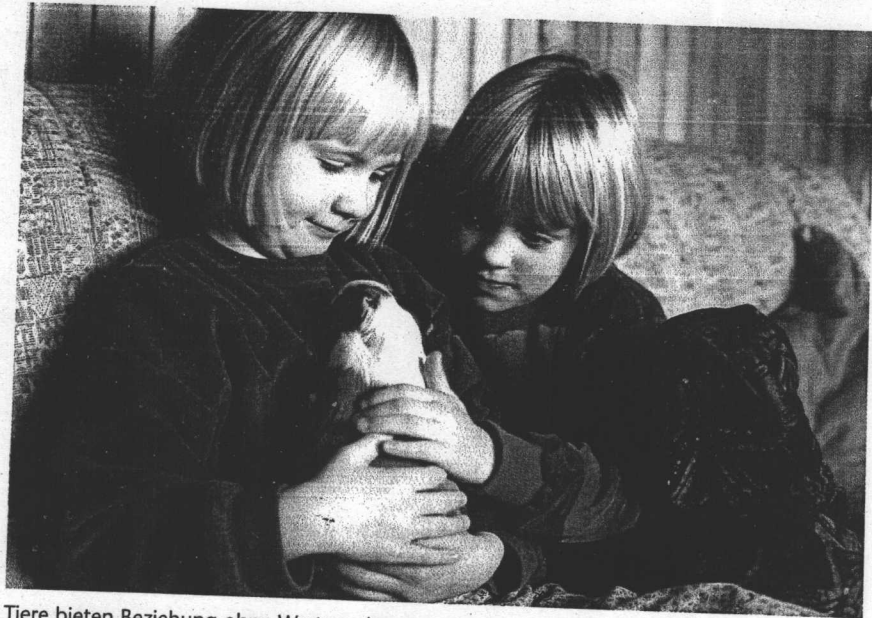
In einer Studie mit zwei- bis fünfjährigen Kindern (Filiatre u. a. 1983) wurde gezeigt, dass die Beziehung zwischen Hund und Kind die Beziehungsfähigkeit positiv beeinflusst. Ein wichtiges Kriterium ist dabei das Alter des Hundes. Die Initiative des Kindes gegenüber dem Hund ist größer und auch unbefangener, wenn der Hund älter als das Kind ist. Am besten sei es, wenn der Hund (möglichst eine Hündin) schon vor der Geburt des Kindes in der Familie war.

Die nonverbale Kommunikationsfähigkeit kann durch den Kontakt mit Tieren gefördert werden. Kinder, die längere Zeit Kontakt mit einem Heimtier hatten, haben bessere Leistungen im Verstehen nonverbaler Signale als Nichtheimtierhalter und auch eine ausgeprägtere Empathiefähigkeit (Beetz 2004, Levinson 1978, Poresky 1990). Die (zumindest versuchte) Einfühlung in ein Tier geschieht angesichts des Fehlens expliziter verbaler Kommunikation. Das fördert die Entwicklung nonverbaler, intuitiver und auch empathischer Kommunikationsarten. Tiere vermitteln ein Gefühl von Sicherheit und Vertrautheit. So führt z. B. das Betrachten eines Aquariums zu einer Senkung des Blutdrucks. Analoge Versuche wurden auch in Bezug auf Hunde gemacht. Die Gegenwart des Hundes senkte den Erregungsstand bzw. die Angst von Kindern merklich, was anhand von Messungen (Blutdruck, Herzfrequenz) nachgewiesen wurde.

Tiere haben in Familien oft die Funktion von „kommunikativen Ressourcen“ (Bergmann 1988). Sie

geben Stoff für Gespräche und stecken als gleichsam biografiefähige Akteure selbst voller Geschichten. Ethnologische Studien zeigen, dass im Unterschied zu Nutztieren das „Schoßtier“ stets auch ein vermenschlichtes Tier war: es durfte ins Haus, hatte einen Namen und wurde nicht gegessen. „Wie heißt es?“, ist dementsprechend auch eine der ersten Kinderfragen angesichts eines neuen Tieres. Im Umgang mit Tieren können menschliche Fähigkeiten „geübt“ werden. Das Kind lernt dabei die Aufnahme und Pflege von kontinuierlichen Bindungen und die Verantwortung dafür. Es lernt in der Konfrontation mit der Eigenart und Eigenwilligkeit des Tieres, sich selbst besser zu verstehen. Tiere bieten Beziehung und körperlichen Kontakt an, ohne dass Kinder dabei bewertet werden. Die Eindeutigkeit, der Umstand, dass Tiere immer „ehrlich“ sind, schafft ein Gefühl von Sicherheit. Die bedingungslose Beziehung ohne Bewertung und Kritik ist ein wesentliches Moment des heilsamen Effekts von Tieren.

Der Umgang mit Tieren kann also die seelische Entwicklung (nicht nur) von Kindern positiv beeinflussen. Die positiven Effekte können auch pädagogisch und therapeutisch genutzt werden. So werden oft in heilpädagogischen Einrichtungen, in Krankenhäusern und in psychotherapeutischen Institutionen Tiere gehalten. Zur Behandlung von seelischen wie körperlichen Beeinträchtigungen wird seit geraumer Zeit die Reittherapie erfolgreich eingesetzt. Positive Erfahrungen gibt es auch in Kinder- und Jugendheimen. In Schulen kann ein „Klassentier“ die Kommunikation in der Klasse erheblich verbessern (Hergovich u. a. 2002).



Tiere bieten Beziehung ohne Wertung | Foto: Klaus G. Kohn

Kind selbst. Die Erfahrung der eigenen Gefühlshaftigkeit und Intentionalität wird auf andere Objekte projiziert. Es ist das Weltbild des egozentrischen Kindes, das so auf eine ihm gemäße Weise die Welt systematisiert und deutet. Die Erfahrungen mit sich und der Welt werden verallgemeinert und auf die Umwelt ausgedehnt oder – wie Freud (1912/13, 112) es formuliert – „Strukturverhältnisse der eigenen Psyche“ werden „in die Außenwelt verlegt“.

Anthropomorphe Interpretation von Tieren

Wenn sich eine Beziehung zu einem Tier vertieft, wird es zum Teil so gesehen und behandelt wie ein Mensch. Das Tier wird vermenschlicht, *anthropomorph* interpretiert. Viele Kinder (und übrigens auch Erwachsene) tendieren dazu, mit dem Tier zu sprechen, zu schlafen, seinen Geburtstag zu feiern oder ein Bild von ihm aufzustellen. Tiere werden intensiv betrauert, auch im Garten beerdigt. Nun gelten Anthropomorphismen in der biologischen Verhaltensforschung als unangemessene Vermenschlichungen. Wie wir jedoch gesehen haben, ist die (kindliche) Beziehung zu Tieren regelmäßig mit einer Vermenschlichung der Tiere verknüpft. Viele positive Wirkungen der Tierbeziehung wären ansonsten gar nicht denkbar.

Das anthropomorphe Denken gehört zu dem Komplex, den Piaget (1978) „animistisches Denken“ genannt hat. Piaget meint damit eine kindliche Haltung gegenüber der Welt, die davon ausgeht, dass die äußeren Objekte so ähnlich oder gar gleich sind wie das

Fantasie und Symbolhaftes sind in kindlichen Verstehensprozessen von Welt unabdingbar.

Der Begriff Animismus kommt aus der Ethnologie, wo er das Weltbild archaischer Kulturen kennzeichnet. Piaget nimmt an, dass auch bei Kindern eine ähnliche Haltung zu beobachten sei, die etwa bis zur Zeit der Pubertät von einer rationalen Weltsicht abgelöst werde. In wesentlichen Punkten muss die Animismustheorie von Piaget allerdings inzwischen modifiziert werden. Das betrifft die Unterscheidungsfähigkeit von lebendig und nicht-lebendig, die Bedeutung der autonomen Bewegung und den Altersverlauf. Der Fokus der Forschung hat sich verschoben. Es geht nicht mehr vor allem darum, wie ähnlich die kindlichen Konzepten der Erwachsenen sind bzw. wie die kindlichen Konzepte immer „richtiger“ werden. Vielmehr interessiert die Frage, vor welchem Hintergrund und auf welcher Grundlage Kinder ontologische Objektkategorien unterscheiden.

Auf einen BLICK

Kinder entwickeln zu Tieren häufig eine innige Beziehung. Wenn die Liebe zum Tier nicht ersatzweise für fehlende menschliche Beziehungen steht, bietet sich hier ein bemerkenswerter Erfahrungsraum, der sich positiv auf die Beziehungsfähigkeit eines Kindes auswirkt. Im Umgang mit Tieren wird die kontinuierliche Bindung, die Verantwortung für deren Wohlergehen oder die Konfrontation mit tierischem Eigenwillen eine Erfahrung, die wie selbstverständlich dazu beiträgt, sich selbst besser zu verstehen. Die Tatsache, dass Tiere dabei häufig mit menschlichen Attributen versehen werden – anthropomorph interpretiert – ist ein natürlicher Vorgang, dem auch Erwachsene unterliegen und der dazu beiträgt, dass Beziehungen zu Tieren positive Wirkungen hinterlassen. Ein Kind verfügt über die Fähigkeit in einer Art „Zweisprachigkeit“ zwischen der symbolischen Welt – seiner subjektiven Interpretation – und der Wahrnehmung der realen Welt hin und her zu pendeln. Seine Erfahrungen mit dem Tier kann es so auf verschiedene Art und Weise kommunizieren.

Neuerdings wird gemutmaßt, dass es bei Kindern ein intuitives biologisches Wissen gäbe. Derartige „naive Theorien“ im kindlichen Denken moderieren auch das animistische Denken. Vor dem Hintergrund dieser Annahme versteht Carey (1985) das animistische Denken nicht als Ausdruck des egozentrischen Weltbildes im Sinne von Piaget, sondern vielmehr als „Wissensdefizit“. Beide Verstehensansätze – unreife Denkstrukturen (Piaget) und Wissensdefizit (Carey) – haben gemeinsam, dass sie sich an den animistischen „Fehlern“ der Kinder orientieren. Damit gerät nicht in den Blick, dass animistische Denkhaltungen auch einen symbolischen Bezug zu Tieren und Pflanzen herstellen, der auf einer anderen Ebene als das rationale Verständnis liegt und natürlich nicht als bloße Realitätsverkennung gedeutet werden darf.

Gebhard u. a. (2003) fanden in Gesprächen mit Kindern verschiedener Altersstufen, dass anthropomorphe Sichtweisen gegenüber Tieren und auch gegenüber Pflanzen geradezu hartnäckig verteidigt werden. Sie sind eine wichtige Argumentationsfigur bei dem Versuch, Naturobjekte ethischen Kriterien zu unterziehen. Dabei sind Tiere besonders zentral, wobei Solidarität und Mitleid mit Tieren auch als Grund für den allgemeinen Umweltschutz angeführt werden.

Fantasie und Symbol

Man kann Tiere sowohl symbolisch-anthropomorph als auch naturwissenschaftlich deuten. Kenntnisse über Tiere und symbolische Beseelung schließen sich nicht aus – und das natürlich nicht nur bei Kindern. Allerdings kann es sein, dass Kinder noch zwangloser zwischen Realität und Fantasie, zwischen Subjektivierung und Objektivierung, zwischen Symbol und „Tatsache“ (Gebhard 1999) hin- und herpendeln können. Diese Fähigkeit der „Zweisprachigkeit“ (Gebhard

2005) gilt es nicht zu unterhöhlen. Wenn man das anthropomorphe Denken abbauen will oder es schlicht ignoriert, führt das dazu, dass Kinder ihre Erfahrungen mit Tieren, in denen nämlich anthropomorphe Vorstellungen häufig vorkommen, zurückhalten.

Es ist die Frage, ob Menschen zu den Dingen in der Welt überhaupt eine andere als eine menschliche, das heißt potenziell anthropomorphe Haltung einnehmen können, da Menschen den Dingen der Welt immer eine Bedeutung geben müssen. Die Tendenz des kindlichen Weltbildes, die Welt im Lichte des eigenen Selbst zu interpretieren und demzufolge auch zu anthropomorphisieren, wird nicht abgelöst durch das objektivierende Denken, sondern durch dieses sekundäre Denken ergänzt und komplettiert. Die kindlichen Denk- und Fühlformen bleiben gewissermaßen als affektiver Unterbau wirksam, und zwar sowohl im Hinblick auf das (alltägliche) Weltbild als auch im Hinblick auf die Persönlichkeitsentwicklung. ■

Zum Weiterlesen

Gebhard, Ulrich (2011²): *Kind und Natur*. Die Bedeutung der Natur für die kindliche Entwicklung. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften

Literaturliste zum Artikel im Internet: www.friedrich-verlag.de

Prof. Dr. Ulrich Gebhard lehrt und forscht an der Universität Hamburg, Fachbereich Erziehungswissenschaft. Seine Forschungsschwerpunkte sind die Bedeutung impliziter und intuitiver Vorstellungen bei Lernprozessen, die Bedeutung von Natur für die psychische Entwicklung, Fantasien und Vorstellungen zur Gentechnik, Sinn und Erfahrung in schulischen Lernprozessen. Publikation u. A. zu Bildung in der Kindheit im Bereich Begegnung mit der Natur, Begegnung mit Tieren.